

Da die kirchlichen Veranstaltungen im Moment sehr reduziert sind, lade ich Sie zu einem kleinen Dorfspaziergang ein. Dabei zeigen sich – wenn auch nicht immer offensichtlich – starke Spuren einer christlichen Kulturprägung. Viel Vergnügen beim Lesen oder «Abwandern» der historischen Schauplätze! Der Spaziergang beginnt bei der Kirche.

Ev.-ref. Kirchgemeinde Stein Spuren christlichen Glaubens in Stein

TEXT UND BILDER: IRINA BOSSART

Ein kleiner kirchengeschichtlicher Dorf- Rundgang für die Sommerzeit

1. Station: Die Kirche

Als sich die SteinerInnen vor rund 270 Jahren von Hundwil ablösten und eine eigene Kirche bauten, führte das zu erheblichen Auseinandersetzungen. Die ausführliche Geschichte dieses Vorgangs ist im Jubiläumsbuch «250 Jahre Stein AR 1749–1999» nachzulesen. Die Ausserrhoder Regierung versuchte damals zu vermitteln und erstellte eine Regelung über die Streitpunkte. Sie «befahl» zudem, dass die BewohnerInnen der beiden Rhoden ihren Hass und ihren Groll sowie ihre gegenseitige Ablehnung und Feindseligkeit begraben sollten.

Als die Steiner Kirche nach kurzer Bauzeit 1749 fertig war*, kam der Augenblick, da die SteinerInnen am 26. November 1749 zum letzten Mal den Gottesdienst in der Hundwiler Kirche besuchten. Der damalige Pfarrer, er hiess Johann Jakob Scherrer, hielt die Abschiedspredigt für die Gemeindegälfte, die nun zu Stein gehörte. Mehrere Gottesdienstbesucher erwarteten, dass Scherrer bittere Worte sagen würde. Doch das Gegenteil war der Fall. Pfarrer Scherrer wählte versöhnliche und Frieden stiftende Worte. Gestützt auf die Bibel (2. Korint. 13,11) sagte er: «Zuletzt, liebe Brüder, freut euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam; so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein». Den führenden Männern, die verfeindet waren, aber in der Kirche nebeneinander sitzen mussten, gab Pfarrer Scherrer mit auf den Weg, dass sie sich als Brüder und Freunde trennen sollen. Und der übrigen Zuhörerschaft legte er ans Herz, alle gegenseitige Feindseligkeit aufzugeben. Den SteinerInnen rief er zum Abschied zu: «Lebt wohl, der Gott der Liebe und des Friedens sei mit euch!» Und die Hundwiler forderte Scherrer auf:

«Bietet euren scheidenden Brüdern liebevoll die Hand, vergesst nie, dass sie eure Brüder, eure Gemeindsgenossen waren, und liebt sie in der Folge, wie sich Brüder und Nachbarn lieben sollen.» – Möge Pfarrer Scherrers Friedensbotschaft weiterklingen!

2. Station: Stele mit Steiner Wappen beim Gemeindehaus

Nicht nur Stein hat einen Bären im Wappen, sondern auch der Kanton Appenzell Ausserrhoden sowie einige andere Gemeinden. Nun könnte man meinen, die Vorfahren hätten den Bären gewählt, weil es im Appenzellerland früher viele Bären gab. Tatsächlich lebten früher viele Bären hier (der letzte frei lebende Appenzeller Bär wurde 1673 in Urnäsch geschossen). Beim Appenzeller Bären handelt es sich jedoch um den St.Galler Bären, genauer um den Bären vom Heiligen Gallus, dem St.Gallen seinen Namen verdankt.

Das Appenzellerland stand früher bekanntlich unter der Herrschaft des Klosters St.Gallen, bis es sich in den Appenzellerkriegen 1400–1429 dagegen auflehnte und unabhängig wurde. Das Wappen bzw. der Bär ist geblieben; nun allerdings stand der Bär aufgerichtet da.

In der Geschichte über Gallus heisst es, dass er einmal einem Bären begegnet sei, diesem dann befohlen habe, ein Stück Holz ins Feuer zu werfen. Der Bär gehorchte. Gallus belohnte ihn mit einem Stück Brot und verlangte dann, dass er keine Menschen und kein Vieh verletze, sondern sich in die Wildnis zurückziehe, was dann auch geschah.

Ein Begleiter von Gallus hatte die Szene beobachtet und interpretierte die friedliche Begegnung zwischen Gallus und Bär als Beweis, dass Gott mit Gallus war. Vielen Heiligen wird ein besonderes Verhältnis zu (wildem) Tieren nachgesagt. Ihre Lebensbeschreibungen orientieren sich hierbei am Beispiel von Jesus, von dem berichtet wird, dass er während seines Wüstenaufenthaltes friedvoll mit wilden Tieren gelebt habe (Mk 1,13). Diese Koexistenz ist auch ein Zeichen für den Anbruch des Gottesreiches (vgl. Jes 11,6-9.65,25) im Leben von Menschen, die ein gottverbundenes Leben führen.

3. Station: Feuerwehrdepot

Die Steiner Feuerwehr hat wie andere Feuerwehren auch den Leitspruch: «Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr». Dazu habe ich ein entsprechendes Lied gefunden, aus dem das Motto möglicherweise stammt:

«Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr! / Wir schützen den Menschen, das Tier, Hab und Gut, / wir retten und bergen, wir löschen die Glut. All-



Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Stein AR



*An die Grundsteinlegung erinnert die Inschrift auf einem Eckstein der Kirche:
«1749. DEN 2. TAG MAI IST
DIESER EGSTEIN GELEGT.»
Vgl. dazu: Jes 28,16: «Darum, so spricht der Herr, HERR: Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen kostbaren Eckstein, felsenfest gegründet. Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen.»

zeit bereit und ohne zu fragen, / selbst wenn es gilt, das Leben zu wagen (...).»

Das Motto der Feuerwehr widerspiegelt die Zusammenfassung der Bibel, die Jesus auf die Frage eines Toragelehrten vorlegt: «Lehrer, welches ist das grösste Gebot?» Jesus aber sprach zu ihm: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand». Dies ist das grösste und erste Gebot. Das zweite aber ist ihm gleich: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst». An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten (Mt 22,34).

4. Station: Lokal der Samariterinnen

Im Feuerwehrdepot haben auch die Samariterinnen ihr Übungsmaterial gelagert. Die Steiner Samariterinnen gehören zum Schweizerischen Samariterbund. Dieser fördert den Einsatz von Freiwilligen im Rettungs-, Gesundheits- und Sozialwesen. Er sorgt dafür, dass Verunfallte und Erkrankte Erste Hilfe und Unterstützung erhalten.



In der Schweiz engagieren sich gut 21'000 Samariterinnen und Samariter in den über 900 lokalen Samaritervereinen sowie rund 2800 Jugendliche in 129 Samariter Jugendgruppen. Ihre Kantonalverbände bilden den Verein Schweizerischer Samariterbund (SSB), welcher in Olten eine Geschäftsstelle betreibt. Der SSB wurde 1888 gegründet und

ist Mitgliedorganisation des Schweizerischen Roten Kreuzes.

Ihren Namen haben die SamariterInnen vom biblischen «barmherzigen Samariter» (Lk 10,25–37). Ich sage zuweilen zuspitzend: Wenn jemand die Geschichte vom mitfühlenden Samariter kennt und beherzigt, dann hat er einen Grossteil der Bibel zu eigen! – Der barmherzige Samariter handelt aus innerem Mitgefühl und nicht weil ihm das irgendjemand vorschreibt. Er ist ein Beispiel für Humanität und christliche Nächstenliebe.

5. Station: Grosses Bauernhaus «Auf Stein»

Bei einer Renovation des stattlichen Bauernhauses auf der Langenegg war eine Holztafel zum Vorschein gekommen, auf der steht: «Das Hus ligt in Gottes Hand. Baumeister Wilh. Wettmer bin ich genannt. 1710». Sie hatte früher wohl die Fassade oder den Giebel geschmückt.

Gebäudeinschriften waren (und sind zum Teil heute noch) in vielen Gegenden der Schweiz verbreitet. Viele Belege sind im Kanton Bern zu

entdecken. Die Inschriften dien(t)en als Schutzzeichen, als Segenswunsch oder als Sinnspruch. In reformiert geprägten Gebieten vertraute man auf die Kraft des Wortes. Der Segensspruch oder -wunsch (es konnten auch Psalmverse sein, vgl. etwa die «Sprechende Brücke in Hundwil») wurde oft begleitet von der Angabe des Baujahres und der Bauherrschaft. Der Spruch wurde so auch zu einem persönlichen Glaubenszeugnis der Erbauer oder der Eigentümer.

Die grosse Zeit der Hausinschriften war das 18. Jahrhundert, in dem pietistisches Gedankengut die Frömmigkeit beeinflusste. So konnte eine Spruchinschrift auch als Medium der Verkündigung dienen und dem Glauben einen sichtbaren Ausdruck im Alltag gewähren.

Eine weitere Hausanschrift habe ich an einem Bauernhaus im Tobel, zwischen Hundwilerhöhe und Zürchersmühle/Uräsch, gesichtet. Dort heisst es: «Freude dem der kommt / Friede dem der hier verweilt / Segen dem der weiterzieht».

Wie sehr solche Inschriften in Appenzell Ausserrhoden verbreitet waren, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Vielleicht weiss jemand mehr?

6. Station: Aussichtsplattform beim Reservoir

Wer vom «Resi» aus in die Landschaft schaut, sieht – nebst den evangelischen Kirchen von Teufen und Hundwil – auch die katholischen Gotteshäuser Appenzell, Enggenhütten, Wonnstein (Niederteufen) und Haslen. Das heisst, wir befinden uns in konfessionellem Grenzgebiet. Die früher strikten Trennlinien haben sich heute Gott sei Dank aufgelöst (wer kennt die genauen Unterschiede noch?). Doch das ist gar noch nicht so lange her! Die neue Kirche von Haslen (1901–1903 gebaut) sollte als eine Art Bollwerk zur Stärkung des Alten Glaubens dienen (vgl. Johannes Huber, Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria Hilf in Haslen AI, S. 6).

Die Steiner Kirchenvorsteherschaft hielt es im Jahr 1983 für «angebracht, dass wir gelegentlich zur katholischen Kirchgemeinde Haslenstein/Hundwil den Kontakt suchen. Es wird ein Zusammentreffen der beiden Kirchenvorsteherschaften erwogen. Bei dieser Gelegenheit soll die Möglichkeit für eine gemeinsame Veranstaltung geprüft werden» (KIVO-Protokoll, 5. Aug. 1983). Damit war ein grosser und entscheidender Schritt getan! Seither haben sich eine Reihe wertvoller gemeinsamer Anlässe etabliert. Inzwischen gibt es viele bikonfessionelle Ehen. Auch wird der Religionsunterricht auf der Primarstufe ökumenisch geführt und die KatholikInnen haben regelmässig in unserer Kirche Gastrecht, um nur ein paar Beispiele zu nennen.



7. Museum: Appenzeller Volkskunde-Museum

In der Abteilung «Bauernmalerei» sind verschiedene Möbel – Kästen, Truhen und auch ein Himmelbett – zu sehen, die mit biblischen Szenen oder religiösen Inschriften verziert sind. Auf einer Truhe von 1754, die einer Anna Fässler («Fässlere») gehört hatte, heisst es: «Gottes Gnad und Güte ale Zeit uns behüte». Auf einem Schrank von 1816, der im Besitz der Urnäscherin Elsbetha Bodenmann gewesen war, sind zwei Bibelszenen dargestellt: Zum einen wie König David die badende Batseba beobachtet (2. Samuel 11,2), zum andern das Gespräch zwischen Jesus

und der Samariterin am Jakobsbrunnen über die Quelle des Wassers, das zum vollen Leben führt (Joh. 4. – Bei diesem Gespräch handelt es sich übrigens um den längsten Dialog, der von Jesus überliefert ist).

Im unteren Stock des Museums steht hinter einer Stickereimaschine ein Schrank von 1827, der dem Malermeister Hs Konrad Hugener von Stein und seiner Frau An. Elisabeth Steingruber gehört hatte. Darauf sind ebenfalls zwei Bildmedaillons platziert. Sie zeigen symbolische Darstellungen mit Bezug zum Glauben und zum Finden einer Frau mit Berufung auf die Bibel. Vielleicht leistete sich das Paar den Kasten auf die Hochzeit im November 1827.

Im Ausstellungskatalog «Ländliche Bilderfreude. Appenzeller Möbelmalerei 1700–1860» heisst es im Klappentext: «Die bemalten Schränke lassen sich wie Bilderbücher 'lesen' und eröffnen einen ganzheitlichen Zugang zur ländlichen und dörflichen Kultur, zu den Lebenswelten und Mentalitäten ihrer Zeit». Ein Teil der hiesigen Kultur und Lebenswelt war der reformierte Glaube mit seinen Werten und seiner biblisch geprägten Frömmigkeit. Eine allgemeingültige Erklärung für die Wahl der Motive kennen wir nicht. Zum einen symbolisieren sie wohl Wünsche, Sehnsüchte, Mahnungen oder Leitmotive für die eigene Lebensgestaltung; zum andern gab es Inspirationsquellen wie Bücher oder andere Möbel. Die religiösen Bildmotive zeugen jedoch von einer selbstverständlichen Präsenz christlichen Gedankenguts in der Lebenswelt der damaligen Menschen.

8. Station: Pfadiheim Störgel

Das heutige Pfadiheim war früher das Elternhaus von Werner Ambühl (Wirtschaft und Bäckerei Störgel). Darin richteten Werner Ambühl und seine Frau Berthy 1972 aus christlicher Motivation eine Begegnungsstätte für Menschen in schwierigen Lebenslagen ein. Zuvor hatten sie

– laut Herbergsbuch – 263 Personen, die sich in einer Notlage befanden, in ihrem eigenen Haus im Störgel Unterkunft geboten.

Begonnen hat dieses Engagement damit, dass Werner Ambühl-Näf zusammen mit seiner Frau Berthy und weiteren Personen im Jahr 1958 die «Dargebotene Hand Ostschweiz» – heute eher bekannt unter dem Namen Tel. 143 – gegründet hatte. Ein Jahr vorher, 1957, war die erste Regionalstelle in Zürich eröffnet worden. Telefon 143 ist ein Gesprächsangebot in akuten Krisensituationen – rund um die Uhr erreichbar, anonym und verschwiegen. Die Organisation heisst auch Dargebotene Hand, weil jemand einem Menschen, der in einer Notlage ist, die Hand hinreckt und ihm hilft.

Die Idee des Sorgen- und Nottelphons stammte ursprünglich aus England. Dort liess 1954, also nur drei Jahre vorher, ein Pfarrer in den Zeitungen ein Inserat erscheinen, in dem er schrieb: «Bevor Sie sich das Leben nehmen, rufen sie mich an». Und er gab seine Telefonnummer bekannt. Das kleine Inserat war der Start zur heute fast weltweit verbreiteten Organisation der Telefonseelsorge.

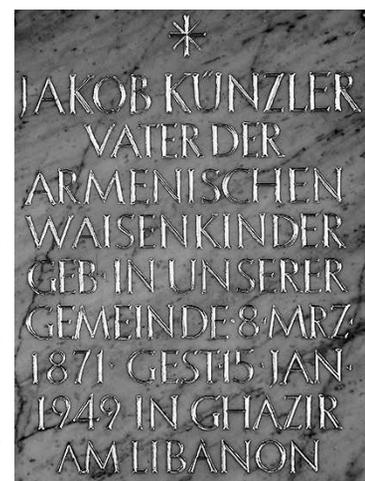
Werner Ambühl kannte die erwähnte Not und Problematik aus persönlichen Erfahrungen. Es habe eine grosse Ratlosigkeit geherrscht, sagte er rückblickend. Die Ambühls wollten nicht tatenlos bleiben. Sie kamen zur Einsicht, dass man als Christ unbedingt etwas gegen die grosse Not tun müsse.

Neben dem Telefondienst, den Beratungen, öffnete das Ehepaar auch ihr Zuhause in Stein für Menschen, die aus verschiedenen Gründen eine Unterkunft suchten, weil sie bald merkten, dass telefonische Unterstützung nicht immer ausreichte. Werner Ambühl sagte in einem Interview: «Am Tag haben wir im Büro der Dargebotenen Hand die eingehenden Anrufe entgegengenommen und in der Nacht von zu Hause aus Dienst gemacht. Dabei vertraten wir eine klare christliche Linie, nämlich gelebte Nächstenliebe». Und seine Frau Berthy fügte hinzu: «Wir danken Gott, dass wir diese Aufgabe erhalten haben».

9. Station: Rüti – heutige Schreinerei Sutter

An der Hundwiler Kirche erinnert eine Marmortafel an «Jakob Künzler, Vater der Armenischen Waisenkinder, geb. in unserer Gemeinde 8. Mrz. 1871, gest. 15. Jan. 1949 in Ghazir am Libanon».

Im Grunde könnte auch an der Steiner



Kirche – oder am Gebäude in der Rüti – eine Gedenktafel an Jakob Künzler erinnern, weil er einen Teil seiner Kindheit hier verbracht hat, hier eine Schreinerlehre absolvierte und 1888 in unserer Kirche konfirmiert wurde.

Mit aller Wahrscheinlichkeit reifte auch hier im 19-jährigen Jakob Künzler der Wunsch, ein guter Christ zu werden.

Jakob Künzlers Vater, ein Maurermeister, starb als Jakob sechs Jahre alt war. Damals lebte die achtköpfige Familie in Teufen. Es liess sich nicht vermeiden, dass einige Kinder zu Verwandten kamen. Der kleine Jakob fand ein Daheim in Stein, wo er «als Kindermädchen» diente. Nachher kam er zu einem Onkel nach Wolfhalden, wo er das Seidenspulen erlernte. Mit neun Jahren durfte er zur Mutter zurückkehren. Um sie und seine Geschwister zu unterstützen, arbeitete Jakob nachmittags in einer Fabrik; vormittags besuchte er die Schule. Als der Knabe elf Jahre alt war, starb auch die Mutter. Nun wurde die Familie aufgelöst. Jakob kam wieder zu Verwandten in Stein. Er wäre gern Lehrer oder Zeichner oder Mechaniker geworden, doch das kam mangels Geld nicht in Frage. So machte er beim Götti in Stein eine Zimmermannslehre. An den Abenden las Jakob gern in der Bibel, die er von seiner Mutter geerbt hatte; er las sie von Anfang bis Ende durch.

Nach dem Lehrabschluss zog Jakob – Köbi, wie er genannt wurde – nach Basel, wo er zuerst als Zimmermann arbeitete. Mit 22 Jahren entschloss er sich, nochmals eine Ausbildung als Krankenpfleger zu machen. 1899 bot sich ihm die Gelegenheit, einen Basler Arzt in Urfa (mitten in der heutigen Türkei) zu unterstützen. 20 Jahre lang blieb Künzler dort. 1905 heiratete er Elisabeth Bender; zusammen hatten sie fünf Kinder.

Während ihrer Zeit in Urfa wurden die Künzlers Zeugen von der Verfolgung des armenischen (christlichen) Volkes durch die Türken. Für unzählige Armenier wurde das Haus von Künzlers zur Zufluchtstätte. Jakob und Elisabeth organisierten einen Transport von rund 8000 verwaisten Mädchen und Knaben in den Libanon. Dort, in Ghazir, übernahmen die beiden die Leitung eines grossen Waisenhauses. Künzler richtete eine Teppichknüpferei ein, um Arbeit und Verdienst zu schaffen. Später leitete er in Beirut zusammen mit seiner Frau ein riesiges Flüchtlingslager mit 20'000 Menschen. Er richtete Suppenküchen ein, Kinderkrippen, baut Häuschen, gründet Schulen, er behandelt auch Tiere, Kamele, Pferde, Esel, Kühe, Schafe, Ziegen. Er widmete sich Kindern, Behinderten, Blinden und Kranken. Und er bekämpfte die Malaria-Krankheit.

Das Alte Siechenhaus in Bruggen, erbaut 1573, abgerissen 1964.



Für Jakob Künzler war Jesus Christus von Jugend an bis an sein Lebensende eine Leitfigur. Sein Konfirmationsspruch lautete: «Christus spricht: Wer mit mir verbunden bleibt so wie ich mit ihm, bringt reiche Frucht» (Johannes-evangelium 15,5).

10. Station: Kubel, alte Holzbrücke

Wenn man hinunter zum Zusammenfluss von Sitter und Urnäsch marschiert, kommt man zum sogenannten Kubel. Dort stehen zwei Holzbrücken, eine über die Urnäsch, die andere über die Sitter. Beim Eingang der Brücke über die Sitter hängt eine bemalte Holztafel, auf der ein grosses Haus und eine kleine Kirche abgebildet sind. Dazu steht: «Siechenhaus, erbaut 1573». Es handelt sich um das Alte Siechenhaus von Bruggen. Es stand nicht unten im Kubel, sondern mitten in Bruggen, an der heutigen Zürcherstrasse und wurde 1964 abgerissen.

«Siechenhaus» ist die Bezeichnung für ein mittelalterliches Spital, wo Menschen mit ansteckenden und gefährlichen Krankheiten wie der Pest oder dem Aussatz untergebracht wurden. Das Wort «Siech» ist mit dem Wort «Seuche» und «dahinseuchen» verwandt. Man sagt ja heute zum Teil noch, man müsse eine Grippe «dure-süuche». Ein Siech war also jemand, der an einer schweren, meist unheilbaren Krankheit litt.

Siechenhäuser befanden sich in der Regel ausserhalb von Siedlungen wegen der Ansteckungsgefahr.

Oft wurden die kranken Menschen von Nachbarn oder Ärzten bei der Obrigkeit angezeigt. In der Folge wurden sie von einer dafür zuständigen Kommission untersucht. Bestätigte sich der Verdacht auf eine schlimme Krankheit, mussten sie ins Siechenhaus, wofür sie ein Eintrittsgeld zu entrichten hatten. Die Siechen wurde nun jeglicher Kontakt zu Ehepartnern, Kindern, Freunden und gesunden Personen untersagt. Sie mussten sich an die Hausordnung halten und fleissig die Kirche besuchen.

Die Siechen trugen, wenn sie sich ausserhalb des Hauses aufhielten, ein Warninstrument bei sich. Wenn sich ihnen ein anderer Mensch näherte, mussten sie sich mit dem Instrument, einer Holzklapper, bemerkbar machen. Um den Lebensunterhalt mitzutragen, mussten die «Siechen» Betteln gehen. Deshalb lagen die Siechenhäuser an Pilger-, Handels- und Verkehrswegen, wo viele Leute vorbeikamen.

Das Siechenhaus von Bruggen war vom Kloster St.Gallen erbaut worden. Es gehörte untrennbar zu den christlichen Aufgaben, sich um Kranke zu kümmern. Dabei hielt man sich an Worten, die Christus gesagt hat: «Was ihr einem von meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25,40). ■